

SOLO VERBO XXXIII**Vom Nichts zum Neuen****19. Juni 2024**

Unser Leben, sagte Professor Kuckuck, unser Leben sei nicht mehr als ein Intermezzo zwischen Nichts und Nichts. Das war es, was der stets monologisierende Paläontologe auf der nächtlichen Zugfahrt nach Lissabon dem Hochstapler Felix Krull zu bedenken gab. Sollte darum letztlich alles null und nichtig sein? Alles Bemühen um Wahrheit und Sinn? Jeder Versuch, dieser winzigen Spanne zwischen Geburt und Sterben eine Bedeutung abzurufen? Ein Intermezzo zwischen Nichts und Nichts. Möglicherweise ist es nicht mehr als eine Eitelkeit der menschlichen Natur, diese Nanosekunde des eigenen Seins im Angesicht des überwältigenden großen Ganzen für wichtig zu erachten. Nichtig, eitel. Wie vielleicht auch meine eigene kleine Hochstapelei, mit der ich es gerade gewagt habe, den von mir kaum gelesenen Thomas Mann zum Kronzeugen meiner Ausführungen herbeizurufen. Sich selbst und Etwas behaupten inmitten von Nichts.

„Alles ist *eitel*.“ So übersetzte Martin Luther die gebetsmühlenartige Litanei des biblischen Buchs Kohelet. „Alles ist *nichtig*“, findet man stattdessen in aktuelleren Bibelübersetzungen. Nichtig, flüchtig, Haschen nach Wind. *Vanitas*, der leere Schein, die Vergeblichkeit, das unaufhaltsame Vergehen. Der Versuch des Menschen, etwas festzuhalten, was sich seiner Macht entzieht. Das Anhängen an sich selbst oder dem Bild seinesgleichen. Narziss, der sich nach seiner Spiegelung im Wasser verzehrte, Dorian Gray, der ein Bildnis anstelle seiner selbst für sich altern ließ. Das Eitle ist das Nichtige und umgekehrt.

Sich hinstellen und anderen etwas erklären wollen. Dem Anliegen einen Namen geben. Zwei Scheinwerfer auf sich richten lassen, die nichts Anderes werfen als den Schein. Vorzutragen, elektroakustisch verstärkt, es gebe mehr zu berichten als die Kontingenz, die fundamentale Unverfügbarkeit von allem.

Dreiunddreißig Folgen lang dieselbe Kleidung, in Schwarz gewählt, als eine

Ästhetisierung des Nichtseins oder auch des vergehenden Rests pastoraler Attitüde. Dasselbe Hemd mit dem inzwischen papieren gewordenen Kragen, dieselbe Hose, deren Nähte sich allmählich lösen. Als bliebe etwas, als ließe sich Kontinuität behaupten. Lieder, deren Klänge uns für einen Augenblick durchdringen, für Sekunden noch im Raum verhallen und dann entschwinden, als wären sie nie dagewesen. Die herannahende Erschöpfung der nur begrenzt möglichen Buchstabenspiele zum Abschluss jeder Aufführung. Das Ritual und die ihm innenwohnende Tragödie. Haschen nach Wind.

Solo Verbo. Die Worte immerhin. Gemäß Jacques Derrida die einzige Waffe gegen das Nichts. Sprache als Medium der Vernunft, die dem Nichts entgegensteht. Sprache kann Sein mindestens repräsentieren, wenn nicht gar erschaffen. Darum können wir vom Nichts als dem Nichtseienden nicht reden, Das Nichts, so Derrida, offenbare sich nur im Schweigen. Ich könnte also ...
(Schweigen)

... Nein, das kann ich nicht. Denn Sie, liebe Zuhörer*innen, möchten unterhalten werden, schöpferische Sprache in sich nachklingen lassen, auch wenn sie an die Grenzen des Sagbaren gerät. Und ganze zwanzig Minuten samt einer reinen, Ihnen vorgeschwiegenen Wahrheit über das Nichts würden Sie zu Recht als Zumutung empfinden. Zumal auch dieses nichts wirklich Neues wäre. So etwas hat John Cage mit seinem Werk 4:33 schon eleganter hinbekommen. Aber: Neues wurde doch in der Überschrift verheißen. Woher nehmen, wenn alles eitel ist?

Sprache gebiert Sein aus dem Nichts, oder sie *behauptet* Sein im Gegensatz zum Nichts. Benennen kann sie das Nichtige nicht, denn ein Nichts, das einen Namen hätte, wäre schon ein Etwas. Und wie sollte man ein Etwas, das kein Etwas ist, begreifen oder durchdringen?

Keine Sorge, ich kandidiere nicht für den diesjährigen Heidegger-Preis und bitte darum, diese nervigen Substantivierungen von Indefinitpronomina zu

entschuldigen. Solches passiert beinahe unwillkürlich, wenn man am Rande des Unsagbaren schabt. Vom Nichts zu reden ist in etwa so unmöglich, wie von Gott zu reden. Auch wenn viele Geistliche letzteres gern im munteren Plauderton tun, obwohl ihnen vertraut sein dürfte, dass allein die Nennung des Namens schon einigermaßen ungehörig ist und jeder leichtfertige und unachtsame Gebrauch allemal.

Zumindest gilt es einzusehen und kenntlich zu machen, dass eine Benennung des Unbenennbaren einen Spezialfall metaphorischer Rede darstellt. Mit einer herkömmlichen Metapher könnte ich zum Beispiel einen Menschen, dessen Stärke und Mut ich schätze, einen Löwen nennen. Dann würde ich ein Objekt meiner Anschauung, hier einen Menschen, mittels des Begriffs für ein anderes Objekt, hier ein Tier, poetisch umschreiben.

Die Metapher *Gott* allerdings verweist nicht auf einen Sachverhalt, sie ist ein Hilfsbegriff und vom Inhalt her quasi leer. Entsprechendes gilt für die Metapher *das Nichts*. Erstaunlich, wie nah Gott und Nichts beieinander zu liegen scheinen. Gelegentlich wird die gewagte Kommunikation religiöser Begriffe auch als *symbolische* Rede bezeichnet. Dem folge ich nicht so gern, weil die Usurpation des Begriffs durch C.G. Jung und seine esoterischen Spekulationen dem Wort Symbol ein spökenkierisches Schillern verliehen haben. Archetypen und so, mythologisch aufgeladene Käfer, die mitten in der Therapiesitzung gegen die Fensterscheibe prallen und in bemerkenswerter Synchronizität die Tiefenstruktur der Allverbundenheit offenbaren. Nein, danke! Wobei ich Bodo Wartkes Behauptung *Noah war ein Arche-Typ* durchaus gelten lasse. Die Theologie und die sogenannte Pastoralpsychologie allerdings haben sich C.G. Jungs Einsichten nur zu gern bedient, in der irrigen Hoffnung, auf diese Weise so etwas wie einen psychologischen Gottesbeweis herbeiführen zu können.

Worte, Worte, nichts als Worte. Was aber bleibt uns auch, wenn wir nicht schweigend der Offenbarung des Nichts entgegenwarten wollen? Denn was

Derrida den Worten zugestand, dass sie sich mittels unserer Vernunft gegen das Nichts behaupten, das hat uns bereits am Anfang der Bibel – *Achtung:*

Metapher! – Gott in – *Achtung: Metapher!* – seiner – *Achtung: Metapher!* –

Schöpfung vorgemacht. Denn indem er sprach: *Es werde Licht*, ward es Licht.

Das Nichts, das Gott überwältigen, oder besser: *überreden*, musste, es war zwar streng genommen gar kein Nichts, denn ein Chaosmeer war bereits vorhanden, aber mutmaßlich wurde dieses bereits in einem nicht zitierten Sprechakt zuvor zum Vorschein gebracht. Und dass das *Wort* an allem Anfang war, unterstreicht das Johannesevangelium in seinem wuchtigen Prolog. Schon die ganz frühe christliche Theologie wollte keinen Zweifel daran lassen, dass die *creatio ex nihilo*, eben aus dem Nichts, geschehen sei, schon allein um sich von der griechischen Theorie eines Urstoffs abzugrenzen. Sprache wandelt Nichts in Welt.

Das Nichts des Weltenanfangs ist jedoch nur ein vorzeitiges Nichts vor dem Intermezzo des Professor Kuckuck. Mit jedem/jeder Einzelnen von uns hat dieses Nichts noch nicht so viel zu tun. Da ist und bleibt bis zu unserer Geburt und dem erwachenden Bewusstsein ein Nichts *vor* uns, das uns nicht ungemein beschäftigt. Das Nichts jedoch, auf das wir zugehen, besorgt uns sehr. So sehr, dass in dieser Sorge vermutlich jedwede Religion ihren Ursprung hatte. Und immerhin, die Anfangsworte aus Zitaten und die Musik des Abends kündigten es schon an: Wir nähern uns dem Ende des Glaubensbekenntnisses – interessanterweise auch *Symbolon* genannt -, dessen Topoi ja unsere Themenserie gliedern. Und es geht heute, wenn wir vom Nichts und Neuen reden, um die unerhörte Behauptung, die Toten würden auferstehen.

Auferstehung: einmal zuvor schon thematisiert in der Geschichte der Person Jesus Christus, jetzt aber gegen Ende des Credo als Verheißung allen, die da glauben, zugebracht. Ist da also mehr als nichts?

Vielleicht kam es aus dem Schweigen meiner Trauer damals, als meine Mutter gerade gestorben war, und ich weiß nicht, ob Ihnen solche Irritationen vertraut

sind, oder ob ich damit eher alleine bin. Eine Divergenz in der Wahrnehmung und Erkenntnis, die man auch *ontologischen Schock* zu nennen pflegt. Für einen Moment war mir nämlich so, als hätte meine Mutter nie gelebt. Zu spüren, dass alles Lebendige an ihr vergangen und ihr Leib nun Asche war, ließ mich denken, ich hätte sie mir nur eingebildet. Beweise? Eine Geburtsurkunde ist nur ein Stück Papier, ein Foto kann eine Fälschung sein, jede Erinnerung ein inneres Trugbild. Ich bin dadurch nicht zum radikalen Konstruktivisten geworden, also zu einem jener Denker, die unsere Weltwahrnehmung für eine Erfindung des Gehirns halten, ohne dass es dazu ein objektives Korrelat außerhalb von uns geben muss. Aber mein Verhältnis zum Nichtsein hat sich dadurch schon verändert. Wenn ich mal sehr verzweifelt bin, tröstet mich der Gedanke, dass ich vielleicht gar nicht bin.

Dass ich einmal nicht mehr sein werde, ist mir seitdem zutiefst bewusst. Und dass früher oder später, wenn wir uns diesen Abend mal ins Unendliche verlängert vorstellen, ein jeder Stuhl in diesem Raume irgendwann frei sein wird, ist schlechthin nicht zu leugnen.

Ist es so und bleibt es so? Ist da ein Anfang inmitten des All-Endens? Oder bleibt alles nichtig und es gibt, wie es der biblische Skeptiker Kohelet ernüchternd schreibt: *nichts Neues unter der Sonne?*

Den vielen verschiedenen Konstrukten zur postmortalen Fortdauer des Lebens ist gemein, dass sie ihre Wurzeln in der Angst und in der Trauer haben. Wie soll man weiterleben, wenn der Mensch, auf den man alle Liebe und alle Bedeutsamkeit projiziert hat, auf einmal nicht mehr da ist, sein Leben ausgehaucht? Und wie soll man angesichts der flüchtigen Episode, die einem beschert wird, nicht in der Sinnlosigkeit untergehen?

Frühe Kulte, die in einigen Regionen unserer Welt bis heute weitergepflegt werden, gingen von einem Wandel der Verstorbenen in ein Reich der Geister

aus. Präzise Abläufe in der rituellen Kontaktaufnahme konnten die jenseitigen Wesenheiten herbeirufen und sie mittels Medien zum Sprechen bringen.

Spätere Konzepte der Seelenwanderung sind mit diesen archaischen Vorstellungen noch eng verwandt. Sie sind gut nachvollziehbar aufgrund der Erfahrung, dass der Leib des Toten noch da ist, während alles, was ihn als Persönlichkeit sonst ausmachte, von ihm gewichen ist. Und solche Konzepte prägen, selbst im gelebten christlichen Kontext, die volkstümlichen Vorstellungen weit mehr als die weniger zugängliche christlich-orthodoxe.

Der Leib-Seele-Dualismus der Griechen reflektiert diese Erfahrung, die auch eine Abwertung des Körperlichen beinhaltet. In den gnostischen Religionssystemen ging die Geringschätzung des Leiblichen noch weiter. Alles irdische, auch das seelische Dasein auf Erden wurde als ein Abfall von der All-Einheit des Göttlichen betrachtet. Nur ein Geistfunke allein verband den Menschen noch mit seinem Ursprung und konnte in die Vollkommenheit aufsteigen.

Reinkarnationsvorstellungen, in unterschiedlicher Weise im Hinduismus und im Buddhismus angenommen, lehren eine karmabedingte Wiederkehr in allerlei Wesenheiten. Wobei vor allem im Buddhismus eine Lösung aus dem Kreislauf von zentraler Bedeutung ist. Leben ist Leiden, und nur durch eine Einübung ins *Non-Attachment*, in die sich versenkende Beendigung des Hängens am Dasein kann der Eingang ins Nirvana gewährt werden. Das Nirvana ist genau genommen kein Nichts in unserem skeptisch-philosophischen Sinne, sondern eine Art von erfülltem Verwehtsein, jenseits der Klammer der Existenz.

Die hebräische Bibel, das Alte Testament, ist alles in allem zurückhaltend in Hinsicht auf Auferstehungshoffnungen. Idealerweise stirbt der Mensch alt und lebenssatt und geht in eine meist nicht näher beschriebene Ruhe ein, auch Abrahams Schoß genannt. In Hinsicht auf eine Rückkehr ins Paradies findet sich selbst im Neuen Testament nur eine Stelle, in der Lukas seinen Christus dem

mitgekreuzigten Übeltäter zusprechen lässt, er werde noch heute mit ihm im Paradiese sein. Die Vorstellung einer transbotanischen Anlage in einem parallelen Himmelreich ist allerdings bis heute populär. Noch größerer Beliebtheit erfreuen sich die so genannten Nahtoderfahrungen, die oft wie eine Reise in ein vollkommenes Licht geschildert werden. Besonders überzeugend wirken solche Berichte in unserer naturwissenschaftlich geprägten Zeit, wenn ein erklärter Skeptiker oder gar eine Ärztin durch eine solche Grenzerfahrung – denn mehr als dies ist sie ja nicht – zur gläubigen Vernunft gekommen zu sein behauptet.

Der Apostel Paulus steht ziemlich unter Druck, als er im 1. Korintherbrief das neue Leben nach dem Tode verhandelt. Denn viele in seinem Umfeld zweifeln die Auferstehung Christi an, oder aber die Verheißung, dass diese Auferstehung postmortale Folgen für alle haben könne. Steil argumentiert Paulus, dass durch *einen* Menschen, nämlich Adam und seine Sünde, der Tod über alle Menschen gekommen sei. Durch einen zweiten Menschen, nämlich Jesus Christus und sein Opfer, aber sei der Adam überwunden, und so gelte nun allen Todgeweihten auch die Überwindung des Todes.

Und wie nun sei gemäß Paulus ein solches neues Sein vorstellbar? Nicht als ein Weiterleben der Seele in einer parallelen Welt. Nein, die Toten modern in ihren Gräbern. Erst am letzten Tage, wenn die Posaune erschallt, werden die Leichen aus ihren Gräbern treten und ihr vergänglicher Leib wird nun überkleidet sein von einem geistlichen Leib, in den sie hineinverwandelt werden. Vergessen wir dabei nicht, dass dieser kritische Zeitpunkt für Paulus und die ersten Christen damals so ziemlich übermorgen erwartet wurde und eben nicht in Tausenden von Jahren. Gott dürfte ...– *Achtung: Metapher plus Humor, doppelt gefährlich* – Gott dürfte heute seine liebe Mühe damit haben, noch Partikel seinerzeit Verstorbenen in der Erde zu entdecken, über die er dann ein geistliches Gewand drapieren könnte.

Die Auferstehungspoesie des Paulus, zu offizieller kirchlicher Lehre geworden, ist irgendwie elegant, dabei aber auch komplex und recht erfahrungsfern, so dass sie sich als eine populäre Vorstellung nicht langfristig durchgesetzt hat. Noch nie habe ich in einer Trauerfeier jemanden solches predigen hören. Da werden doch in aller Regel eher, einem Johanneswort entsprechend, mietfreie behagliche Wohnungen zum sofortigen Bezug in Gottes Immobilie angepriesen.

An vielen Sterbebetten habe ich schon gesessen. Manchmal war ich erleichtert, wenn dann das Leiden für den Sterbenden vorüber war. Manchmal war ich sehr traurig, manchmal fühlte ich mich einfach leer. Angenehm fand ich es nie, nicht einmal bei Menschen, die in großem Gottvertrauen von uns gingen. Ganz oft wirkte das Sterben wie ein Kampf, wie ein verzweifelt sich-Aufbäumen des Überlebenstriebs. Wenn es denn einmal leichter war und die Sterbende mit einem Lächeln schied, wollte der Christ in mir den Himmel preisen. Der innere Skeptiker hielt dagegen: Danke lieber dem ärztlichen Dienst für die ausgewogene Morphinumgabe! Einen Windhauch, der die Seele mit sich nahm, habe ich nie verspürt. Auch leuchtete nie ein Regenbogen beim letzten Atemzug am Himmel. Das kenne ich nur aus Büchern von begeisterten Sterbebegleitern.

Zwischen Nichts und Nichts. Professor Kuckuck wollte Felix Krull nicht davon überzeugen, dass ein Leben ohne Vorher, ohne Nachher nichtig und vergeblich sei. Nein, gerade im Episodischen und im Begrenzten liege der Zauber unseres Daseins. Bei allem Wissen über das, was vor uns geschah und auch mancher Sorge über das, was nach uns kommt, bleibt uns allein das *Jetzt* gewiss. Ja, wie dieses Jetzt von Hanna Jäger, das uns aus dem Gewölbe dieser Kirche entgegenleuchtet. Nicht ohne Grund ist dieses Jetzt ein Kreuz, weil es von unserem Schicksal kündigt. Und vielleicht erleben wir das Neue nur in dem Moment, wo wir uns in dieses Kreuz hinein- und durch es hindurchdenken. Sich keinen Illusionen hinzugeben, kann der Beginn eines neuen Lebens sein.

Wie eitel sind wir doch, wenn wir unser Selbst-Sein-Müssen so dringend in die Ewigkeit hinüberretten wollen! Genügt es nicht, wenn Leben auch ohne unser Ich-Sein weitergeht? Es lebt ja etwas von uns fort, erscheint partikulär in anderem Leben wieder, im großem Zyklus des Stoffwechsels von Mutter Erde. Vielleicht findet sich ein Hauch, ein Energieimpuls von uns in einem anderen Wesen wieder. Auch die Musik verhallt nur scheinbar, sie setzt sich fort im Inneren des horchenden Lebens. Das Ich: ein Intermezzo. Der Möglichkeit nach ein wunderschönes Zwischenspiel. *Jetzt* ist seine Zeit. Und warum sollte Nicht-Sein nicht gleichzeitig bei Gott sein bedeuten?

Bei Felix Krull und Professor Kuckucks Expertisen wieder angekommen, könnte ich jetzt schließen. Doch es bleibt noch ein Moment an Zeit, und ein Thema wie „Vom Nichts zum Neuen“ ruft schon aus stilistischen Gründen nach einem Epilog. Gestatten Sie mir bitte noch eine überbordend hochgestapelte Miniatur zu einem Gebiet, über das ich noch viel weniger weiß als über Thomas Mann. Dass die Welt der Buchstaben und Wörter dem Nichts nicht nahekommen kann, habe ich ja ausgeführt. Aber vielleicht gibt es anderes Zeichensystem, mit dem man da weiterkommt.

Die Mathematik war wie das nackte Grauen für mein Jugendleben. Sie hätte mich beinahe mein Abitur gekostet. Wertschätzung und eine vorsichtige, unwissend bleibende Liebe für die Welt der Zahlen und abstrakten Formeln haben mir erst viel später humorvolle Professoren der Universität zu Lübeck nahegebracht. Als ich einen von denen fragte, ob er denn eine Lieblingsziffer hätte, errötete er leicht und antwortete strahlend: „Also, die *Null* ist schon die *femme fatale* unter den Zahlen.“

Die Null ist erst recht spät im Zahlensystem aufgetaucht, denn zunächst galt es ja *Werte* zu berechnen, und wozu brauchte man einen Wert, der nichts wert war. Und irgendwann erhielt dann doch eine nichtsummschließende aufrechtstehende Ellipse einen prominenten Platz zwischen den positiven und den negativen

Zahlen. So nichtig die Null auch sein mag, auf dem Zahlenstrahl scheint es ein Davor und ein Danach zu geben. Im Koordinatensystem markiert sie – *Achtung: möglicherweise Metapher!* - das Kreuz zwischen x- und y-Achse. Trotz ihres Nichtseins verschlingt sie den Graphen, der sie berührt, jedoch nicht, sondern gibt ihn unversehrt wieder frei.

Obwohl die Null *nichts* bedeutet, halten die Mathematiker sie erstaunlicherweise für eine gerade Zahl. Teilt man 1 durch 0, ist das Ergebnis unendlich. Und ob 0 hoch 0 nun 1 oder 0 ergibt, darüber streiten sich die Geister. Die Beschäftigung mit dem Nichts eröffnet hier anscheinend ein ganzes Universum neuer Möglichkeiten. Es gibt schon ein paar gute Gründe, warum wir St. Petri als die Kirche am Nullpunkt der Religion bezeichnen.

Nicht nur in Mathe, auch in Sport war ich eine ziemliche Null. Keine Sorge, ich fange jetzt nicht mit Fußball an. Die Fans sind heute Abend ohnehin nicht hier. Nein, ich denke an Tennis. Ist Ihnen mal aufgefallen, dass die Nullpunkte im Tennissport einen ungewöhnlichen Namen haben? *Love!* Für eine schwache Leistung klingt das doch ganz tröstlich. Wer *fourty-love* zurückliegt, der verliert vielleicht das Spiel, aber bestimmt nicht seine Würde. Ich habe dies lange Zeit für britische Höflichkeit gehalten. Das stimmt aber gar nicht. Denn dieses *love* wurde aus dem Französischen übernommen, und dort bedeutet es, der Form der Ziffer entsprechend: *l'oeuf*, also: das Ei. Wie schön ist das? Wie charmant, wie reizend und wie hoffnungsvoll! Dass aus einem Nichts und einem Scheitern sowohl die Liebe als auch die keimende Verheißung neuen Lebens hervorgehen kann.